

Hans Maier

Romano Guardini – ein Nachwort

Guardinis Name ist der heutigen Generation ferngerückt. Konzil und Liturgiereform haben ihren Pionier hinter sich zurückgelassen. An die Stelle seiner feinfühligsten Welt- und Zeitdeutungen sind gröbere Muster der Orientierung getreten. Die stürmischen, hoffnungweckenden Aufbrüche der zwanziger Jahre, in denen der junge Guardini als Seelsorger und Autor begann, seine stille unterirdische Wirkung im Dritten Reich und im Krieg, die breitere, offiziellere Ausstrahlung nach 1945 — das alles ist heute nicht mehr so gegenwärtig wie noch vor zwanzig Jahren. So muß Guardini dem heutigen Leser vorgestellt werden. Das kann hier freilich nur *in Stichworten* geschehen. Wichtig ist, daß man Guardini liest, immer wieder liest — dann wird auch sein Werk, seine Gestalt wieder sichtbar werden.

Fragmente

Fragmente — ein erstes Stichwort. Ich sehe Romano Guardini im Lichthof der Münchner Universität auf und ab gehen, eine zierliche Gestalt, in Eile und doch in sich gekehrt, ich höre ihn pünktlich mit der Uhr die Vorlesung beginnen im dichtgefüllten Auditorium Maximum, höre ihn mit brüchiger, fast erloschener Stimme sagen: die letzte Darlegung sei *in solchem Maß Fragment geblieben*, daß er noch einmal ganz von vorn beginnen müsse. Man nahm es nicht als Katheder-Eitelkeit. Der hier vortrug, sprach nicht wie einer, der triumphierend seine Funde vorweist, sondern wie ein Suchender, aus einer demütigen Fraglichkeit heraus. Und wenn er gelegentlich mit festerer Stimme einen Schluß zog, ein Ergebnis umriß, so war das nicht mehr als eine Zwischenstation auf der unendlichen, nie abgeschlossenen Reise zwischen Frage und Antwort, Problemstellung und Erkenntnis. Unabgeschlossenes Denken, das den Hörer einbezog in seine suchende Bewegung — darin liegt wohl der Schlüssel dafür, daß dieser Einsame, Scheue, Verletzliche auf so viele Menschen wirkte, daß er zum Haupt einer stetig wachsenden Jugendbewegung, Kirchengemeinde, Hörer- und Leserschaft werden konnte.

Das wurde uns Studenten der fünfziger Jahre freilich erst später, aus dem Abstand der Jahre, klar. Zunächst bewegte uns ein anderes Paradox. Wir hatten Guardini im Krieg aus seinen Schriften kennengelernt, die in Büchern und Drucken, mehr noch in Nachschriften, Abzügen, Kopien unter der Hand verbreitet waren — nicht weniger als jene von Reinhold Schneider, Gertrud von le Fort, Theodor Haecker, Werner Bergengruen. In jener Samisdat-Literatur im braunen Reich nahmen Guardinis Schriften einen besonderen Platz ein. Sie wirkten durch ihre Form, ihren künstlerischen Rang — geschlossene runde Gebilde, fern allem teutonischen Sturm und Drang. Fast waren wir geneigt, diesen Autor, dessen Name so unverkennbar auf seine italienische Herkunft verwies, vor allem als Formkünstler zu verstehen. Es war daher eine Überraschung, daß sich aus seinen Vorlesungen ein durchaus anderer Eindruck ergab: der eines Mannes, der bei aller Kunst und Präzision der Formulierungen mit seinen Gedanken ins Unbekannte, Unwegsame drängte und dem alle Form nur eine flüchtige, sogleich wieder verlassene Etappe in vor allem durch ihre literarischen Qualitäten, durch klare Zeichnung des Gedankens (man ist versucht, das italienische Wort *disegno* dafür zu gebrauchen!), durch eine sichere Balance zwischen Verweilen und Vorwärtsdrängen, durch eine leise, unaufdringliche Führung des Lesers, der behutsam an der Hand genommen wird, dessen Zögern, dessen mögliche Einwände stets in die Argumentation einbezogen werden, und der nirgends durch thesenhafte Machtsprüche, durch orakelhaften Tiefsinn eingeschüchtert wird.

Wie sehr dieser gebürtige Romane dennoch dem deutschen, dem nördlichen Denken verpflichtet war, das spürt man nicht nur in seinen philosophischen und theologischen Schriften — man spürt es vielleicht am deutlichsten in seinem Essay über Raabes *Stopfkuchen*, einem Herzstück Guardinischen Denkens und Empfindens, in dem die unklassische, unharmonische, rätselhafte Ornamentik des Nordens aus innerster Verwandtschaft geschildert wird. Daß Guardini, der Veroneser, freiwillig in Deutschland geblieben ist, als seine Familie wieder nach Italien zurückkehrte, daß er als einziger die deutsche Staatsangehörigkeit annahm, war nicht Zufall, sondern bewußte Wahl. Auch in seinem Werk behauptet sich das Deutsche als

Anstoß und Antrieb, die Entfaltungen der Jugendbewegung, die Aufbrüche des philosophischen Denkens in den zwanziger Jahren sind in ihm selbst wirksam — er ist keineswegs nur der, der ihnen begegnet und ihnen ein südliches Formgesetz aufprägt, wie manchmal gesagt wurde, vielmehr liegen deutsche und romanische Bewegungskräfte, gegeneinandergespannt, in ihm beisammen bis zuletzt.

Form ist bei Guardini nichts Beliebigen, aber auch kein Selbstzweck. Sein Werk weist formsuchende und formsprengende Elemente auf. Durchgeformt ist meist der einzelne Denkschritt, die Schilderung einer Gestalt, eines Eindrucks, die Interpretation, während bei größeren Werken die Formkraft abnimmt, das Zufällige hervortritt. Guardini hat Schriften hinterlassen, kein Werk. Genauer: seine dialogische, ganz aus dem Wort und der Begegnung mit dem Hörer geborene Schriftstellerei ließ ein abgeschlossenes, dem Gespräch und dem Weiterdenken entrücktes Werk *aere perennius* gar nicht zu. So sind seine Schriften fragmentarisch nicht aus Zufall, sondern aus Notwendigkeit. Sie ruhen, bei aller Formkunst, nicht in sich, sie verweisen auf den Lehrer, den Erzieher, den Priester, den Magister Guardini, sie sind Niederschlag und Wiederklang seiner Stimme, seiner deutenden und erläuternden Rede — dienendes Wort.

Liturgische Bildung

Dienendes Wort — damit ist ein zweites Stichwort gefallen, das hinüberführt zu Guardinis bekanntester Wirksamkeit: zu seiner Rolle als Anreger und Gestalter der *liturgischen Bewegung*. Auch hier verbinden sich persönliche und allgemeine Dinge, Anstöße aus der Zeit und die formende Kraft seines eminent pädagogischen, Menschen und Konventionen prägenden Sinnes.

Nicht daß Romano Guardini das, was wir liturgische Erneuerung nennen, als erster erfunden und begonnen hätte. Er steht hier in einer weit ins neunzehnte Jahrhundert zurückreichenden Tradition. Seit 1841 war die französische Abtei Solesmes bemüht, die liturgischen Formen, Texte, Gesänge in ihrer ursprünglichen Gestalt freizulegen. In Deutschland nahmen die Klöster Beuron (1863) und Maria Laach (1892) diese Bewegung auf. Immerhin: der erste Band des *fahrbuchs für Liturgiewissenschaft* verzeichnet unter den Herausgebern auch den Namen *Dr. Guardini, Privatdozent in Bonn*. Aber Guardinis Beitrag zur Liturgieform war, aufs ganze gesehen, weniger fachwissenschaftlich als praktisch-religiös — das Wort Praxis freilich in einem anspruchsvollen Sinn verstanden. Was er wollte, was er im Lauf seines Lebens auch verwirklicht hat, war ein Doppeltes: einmal die liturgische Bewegung aus ihren monastischen und akademischen Gehäusen in die Gemeinden, ins Volk hineinzutragen, und, Hand in Hand damit, die Gläubigen liturgisch zu bilden durch Theologie und Pastoral. Als Kaplan in Mainz, als Universitätslehrer in Bonn, Berlin, Tübingen, München hätte Guardini diese Aufgabe nicht meistern können. Auch die Verbindung mit Beuron und Maria Laach hätte dazu kaum genügt. Es mußte etwas hinzukommen, was kaum vorauszusehen, noch weniger zu planen war: die Verbindung von liturgischer Bewegung und Jugendbewegung im *Quickborn*, in den unzähligen Treffen auf *Burg Rothenfels* von 1919 an — eine unwiederholbare Konstellation, eine -Scheitelstunde wie Guardini sagte. Erst hier gewann die liturgische Bewegung ihren Sitz im Leben, ihre volle Verbindung mit der Kirche — Voraussetzung ihrer weltweiten Wirkung im Zweiten Vatikanischen Konzil.

Die Erneuerung der Liturgie vollzog sich auf Rothenfels im Rahmen der Erneuerung der Lebensformen, also dessen, wonach die Jugendbewegung lange und verworren gesucht hatte, sie erhielt damit den Zustrom junger Menschen, aufbrechender Kräfte, sie wurde herausgenommen aus dem Akademischen und Esoterischen, den wissenschaftlichen und monastischen Zirkeln, der hieratisch wider die Zeit stilisierten Sakralität. Umgekehrt aber: welche Formkraft erwies jetzt die uralte Überlieferung an dieser kontestierenden und protestierenden Jugend, welche konkreten Aufgaben wurden ihr gestellt, wie sprang aus den alten Formeln plötzlich die lebendige Gestalt kirchlicher Gemeinschaft hervor! Guardini hat oft geschildert, wie er als Kaplan in Mainz bei einer Messe *coram Sanctissimo* den Tag erhoffte, an dem eine Gemeinde sein *Dominus vobiscum* erwidern würde, er hat von den ersten Versuchen einer *Gemeinschaftsmesse* berichtet, die er mit der Mainzer *fuventus* unternahm, und von den späteren Zusammenkünften und Werkwochen auf Burg Rothenfels, wo die neue alte Liturgie — lange Zeit von Zweifeln und Restriktionen des Hirtenamts begleitet — allmählich Gestalt annahm. Von der Begeisterung, dem pfingstlichen Überschwang, der damals herrschte, kann man sich heute kaum eine Vorstellung machen — der Leser wird sie nachfühlen in den Kapiteln dieses Buches, das erstmals

1917 als Band I von Ildefons Herwegens *Ecclesia orans* erschien und rasch zu einem Grundbuch der liturgischen Bewegung wurde. Hier wie auch in den anschließenden Büchern *Liturgische Bildung* (1923) und *Von heiligen Zeichen* (1927) werden die Grundzüge der Liturgie ebenso anschaulich wie streng entwickelt: ihre Klarheit, ihre über das individuelle Beten hinausreichende Objektivität, ihr Stil und ihre Symbolik, ihr gemeinschaftsstiftender Charakter, ihr dem Zweckhaften entnommener Spielcharakter, ihre -wunderbare Gelassenheit« und -tiefe Ruhe«. Guardini kam es auf lebendige Vollzüge an, auf die Verbindung von Leib und Geist, Menschen und Dingen, einzelnen und Gemeinschaft. Ihr sollt nicht *in der* Messe beten, ihr sollt *die* Messe beten — dieses Pius X. zugeschriebene Wort stand über dem ganzen Unternehmen. So kam es zu jener seltsamen und unwiederholbar fruchtbaren Verbindung: Guardini als Jugendkaplan, als Liturge, als Burgleiter, geistlicher Erzieher, Volkspädagoge. Seine Wirkung auf die katholische, die deutsche Öffentlichkeit lag bis zuletzt in dieser Kombination begründet.

Die Zeiten, in denen junge Katholiken eine Gemeinschaftsmesse noch mit leisem Schauer als etwas Halbverbotenes feierten, liegen lange zurück. Aus dem kühnen Mut zur liturgischen Erneuerung ist längst eine sichere Gewohnheit geworden. Die Rothenfelser Modelle sind erprobt, weltweit anerkannt und nachgeahmt. Liturgie in der Volkssprache ist kein Problem mehr, Volk und Priester stehen im Dialog, die stille Messe als Regelfall gehört der Vergangenheit an. Auf den Durchbruch sind freilich auch Verflachungen gefolgt. Es besteht Gefahr, daß die neuen Übungen da und dort wiederum zu bloßen Sprech- und Exerzierreglements erstarren, fernab jener lebendigen Bewegung der -heiligen Zeichen«, um die es Guardini gegangen war. (Übrigens hatte er zu einer wesentlichen Form liturgischer Vollzüge, nämlich zur Musik, nie ein sehr ausgeprägtes Verhältnis). In seinen letzten Lebensjahren hat sich Guardini mehrfach fragend-skeptisch zur liturgischen Bildung, zur -Liturgiefähigkeit- des heutigen Menschen, auch in der Kirche, geäußert. In einem Brief an den Liturgischen Kongreß in Mainz 1964 stellt er die Frage: -Sollte man sich vielleicht zu der Einsicht durchringen, der Mensch des industriellen Zeitalters, der Technik und der durch sie bedingten psychologisch-soziologischen Strukturen sei zum liturgischen Akt einfach nicht mehr fähig? Und sollte man, statt von Erneuerungen zu reden, nicht lieber überlegen, in welcher Weise die heiligen Geheimnisse zu feiern seien? - Diese Sätze enthalten nicht, wie man vermutet hat, einen Zweifel am eigenen Lebenswerk, sie machen aber deutlich, daß Guardini bei der Realisierung der Liturgie immer die Aufgabe, nie das einmal gewonnene Ergebnis vor Augen stand. Und man darf sicher sein, daß er manche Schildbürgerstreiche liturgischer Feldweibel von heute ebenso schonungslos kritisiert hätte wie die total privatisierte Messe von einst, *in der* man betete.

Verkündigung -an die draußen«

Guardini als Prediger für -die draußen«, -die am Rand« — ein letztes Stichwort und das wichtigste, denn dieser Mann hat nicht nur *in* der Kirche, für die drinnen, gewirkt, sondern auch bei denen draußen vor der Tür: bei Agnostikern, Zweifelnden und Verzweifelten, bei Skeptikern und Ungläubigen, ja auch bei vielen, bei denen das Wort Kirche kaum mehr Gefühle, nicht einmal der Ablehnung, erregt — und sie dürften heute in der Mehrzahl sein. Ihnen hat er das vermittelt, was der Titel seines Berliner, Tübinger und Münchner Lehramts war: *Religionsphilosophie und Katholische* (später: *Christliche*) *Weltanschauung*. Dies nicht in einer lärmenden Werbesprache, sondern mit der scheuesten Diskretion, die sich denken läßt: mehr indirekt als unmittelbar, mehr in Interpretationen als in Lehrsätzen, mit Respekt vor der Freiheit der Hörer und Leser, ja sogar, wenn man es paradox sagen will, mit Respekt vor den antireligiösen Gefühlen einer nicht kleinen Zahl unter ihnen.

Max Scheler hatte ihn gelehrt, das vieldeutige Wort Weltanschauung ganz konkret und bildhaft aufzufassen: die Welt anschauen als Christ — und davon anderen mitteilen. Beständige methodische Begegnung also zwischen Glaube und Welt: das war das so allgemeine wie konkret-verpflichtende Programm. Guardini hat es zeit seines Lebens in immer neuen Anläufen zu realisieren versucht: in Vorlesungen, Vorträgen, Predigten, Briefen. Als Frucht der Berliner Vorlesungstätigkeit erschienen die Monographien über Pascal (1935), Augustinus (1935), Dostojewskij (1939), Hölderlin (1939), Sokrates (1943); später kamen Studien über Dante und über Rilke hinzu. Das Arbeitsgebiet des Theologen und

Philosophen, abgesteckt mit den Bonaventura-Studien der Promotion und Habilitation, weitet sich auf diese Weise ins Historische, Literarische, Ästhetische hinein, ja es greift schließlich über Fachwissenschaften hinaus.

Guardini hat seine schriftstellerische Eigenart gegenüber den Tempelwächtern der Fachgelehrsamkeit immer wieder verteidigt — mit jener Mischung von Selbstironie und Selbstbewußtsein, die für ihn charakteristisch war: ein wenig darf man in dem Sokrates seiner Dankrede zum 80. Geburtstag sein eigenes Porträt erblicken. Jener Sokrates hat ein ungeheueres Erlebnis von Wahrheit gehabt, das er aber nun nicht in seherischem Ton mitteilt, nicht in der Form des Lehrbefehls, sondern verhalten, indem er andere sprechen läßt, durch Gestalten hindurch redet, Situationen wirken läßt in vielen Spiegelungen vom Ernstesten bis zum Zufälligen und bis zur Ironie. »Es wäre«, so heißt es dort, » ... gut platonisch, zu sagen, der Mensch verrate seinen Adel, wenn er sich von dem her verstehe, was unter ihm ist. Vielmehr lebe er erst dann richtig, wenn er von dem herablebe, was über ihm ist — auch wenn er nicht fähig ist, es zu begreifen, und er sich dabei selbst manchmal sonderbar vorkomme, *mala geloiös*, wie es in der ‚Politeia‘ von dem jungen Glaukon heißt« (R. Guardini, Stationen und Rückblicke, Würzburg 1965, 50).

Über der Selbstbescheidung, ja Selbstverleugung Guardinis darf man eines freilich nicht übersehen: Immer hat er die unverkürzte, die volle und ungeschmälerte Verkündung der christlichen Wahrheit vor Augen gehabt. Nie hat er, der so Einfühlsame, Behutsame, Noble und Rücksichtsvolle, in den zentralen Fragen des Glaubens Zugeständnisse gemacht und die Härte der Kreuzesbotschaft abgemildert, dem Zeitgeist zu Gefallen Immer hat er sein Amt als Hinführung verstanden — Hinführung zu jener letzten Entschiedenheit des Daseins, die kein Ausweichen, kein Verzögern mehr kennt.

Wenn er in seinen Schriften alles Laute und Schrofne meidet, wenn er seinen Gesprächspartner mit liebevoller Noblesse umfängt, wenn seine Sprache, wie oft bemerkt, einen Zug ins Schweigen, ins Verstummen hat, vor allem dort, wo sie an letzte Dinge rührt — so zeigt sich darin gerade nicht Relativismus oder gar Skepsis, sondern eher das Zerschneiden des Verkünders an der Übergröße seiner Aufgabe. Darin in der Tat steht der verstummende Christ in einer geheimen Solidarität mit den »Kindern dieser Welt« — und er kann nur hoffen, daß ihre Weltweisheit eines Tages vor dem durchdringenden Blick dessen zerbrechen wird, der »unsere Weisheit zu Schanden gemacht hat«.

In seinen letzten Lebensjahren hat Romano Guardini, gequält durch eine schmerzhafteste Krankheit, vereinzelt und vereinsamt, zurückgeworfen auf den engsten Freundeskreis, diese Erfahrung mehrfach ausgesprochen. Ein Brief an Josef Weiger vom 4. August 1963 nennt in leiser, nachdrücklicher Abwehr aller anthropozentrischen Theologie die Thematik, in der der Altgewordene den »inneren Abschluß« seiner Denkarbeit sieht: »etwas von Gottes Loyalität deutlich machen, die ebenso über alles Begreifen geht wie seine Großmut. Und auch etwas von jenem Geheimnis, das den so vielzerstörten Namen der Liebe trägt.« Und Guardini fügt hinzu: »Müßte der Theologe nicht vor allem um Gott Sorge tragen? Sich dafür verantwortlich fühlen, daß Er mit der ganzen Majestät seines Herrtums im gläubigen Bewußtsein steht? Und wäre damit das Anliegen des Menschen nicht schon ganz von selbst gewahrt?« (R. Guardini, Theologische Briefe an einen Freund, Paderborn 1976, 7f.).

Guardini lebt fort in seinen Schriften, in dem Wort, das seine Leser und Freunde von ihm empfangen haben. Dieses Wort bleibt neu zu entdecken von der heutigen, jungen, wieder »liturgiefähigen« Generation. Die ergreifendste Predigt aber, die Guardini gehalten hat, ist das Verstummen vor dem Geheimnis im Schmerz der Krankheit und in der Nähe des Todes. Vor diesem Schweigen werden wir, die Jüngeren, uns ebenso behaupten müssen wie vor seinem Werk.

In: Romano Guardini, Vom Geist der Liturgie, Freiburg (Herder) 1983
In: Begegnungen in Mooshausen (A. Konrad Verlag) 1989